



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Ein Rotmilan kreist über dem Dorf

„Einen erstklassigen Kopf erkennt man daran, dass er in der Lage ist, zwei widersprüchliche Gedanken gleichzeitig zu denken, und trotzdem noch funktioniert. Man sollte beispielsweise in der Lage sein zu erkennen, dass die Lage hoffnungslos ist, und dennoch entschlossen sein, das zu ändern.“

(Scott Fitzgerald)

Am Dienstag bin ich unten am Zeltplatz der Sportjugend schwimmen gegangen. Eine steinerne Treppe führt ins Wasser. Ein recht großes Segelboot hatte am Geländer dieser Treppe festgemacht, und ich musste über das Tau steigen, um ins Wasser zu gelangen. Irgendwann kamen zwei alte Männer von einer Wanderung zurück und stiegen an Bord. Sie entschuldigten sich für die unbeabsichtigte Sperrung der Treppe. Sie seien Freunde seit der Uni, erzählten sie mir, und jedes Jahr gingen sie ein paar Tage gemeinsam segeln. Beneidenswert

so eine beständige Freundschaft. Nach dem Bad habe ich noch ein paar Seiten gelesen und mich dann an den Aufstieg gemacht, einen ganz steilen Weg hinauf. So gegen 17 Uhr kam ich in der Pension an, hab Spargel und Kartoffeln geschält, Kräuter geholt und kleingewiegt. Es wurde ein tolles Abendessen.

Ich will eventuelle Leserinnen und Leser nicht mit Schilderungen meines banalen Alltagslebens langweilen. Aber das Alltagsleben ist in gewisser Weise immer banal und nicht banal zugleich - es ist in jedem Fall der Bereich, in dem sich der überwiegende Teil unseres Lebens abspielt. Der Alltag besteht aus der Wiederholung gewohnter Handlungen: essen, trinken, schlafen, arbeiten. Das Alltagsleben hält für den, der gelernt hat, darauf zu achten, neben der Routine auch ungeahnte Abenteuer bereit. Wilhelm Genazino hat meinen Blick für diese kleinen Abenteuer und Absonderlichkeiten gleich hinter der nächsten Straßenecke entwickelt und geschärft. Wer, wie ich, die synthetischen, käuflichen Kicks verabscheut, wird sie an den Rändern des Alltagslebens suchen und finden. Nur dort lassen sich noch Erfahrungen machen, die diesen Namen verdienen. Ich arbeite an meinen Möglichkeiten, sie zum Ausdruck zu bringen. Das impliziert ständiges Üben. Wie ein Pianist jeden Tag seine Fingerübungen machen muss, so muss auch der Schreibende jeden Tag seine Zeilen zu Papier bringen. Dabei gilt Goethes Maxime: Es ist besser, nichts zu schreiben als nicht zu schreiben!

Die Generation von Scott Fitzgerald und den Mann-Geschwistern Erika und Klaus fanden ihre Abenteuer im Reisen. Rastlos trieb sie es um den Erdball, immer auf der Suche nach fremden Kulturen und neuen Erfahrungen. Inzwischen hat das Reisen diese Qualität weitgehend eingebüßt. Es gibt nur noch Ortswechsel – von einem sterilen Ort zum nächsten. So jedenfalls fällt die Bilanz eines Weitgereisten am Ende seines Lebens aus: Sándor Márai.

„Das Schönste in Tokio ist McDonald's. Das Schönste in Stockholm ist McDonald's. Das Schönste in Florenz ist McDonald's. Peking und Moskau haben noch nichts Schönes“, sagte Andy Warhole Mitte der 1970er Jahre. Das ist inzwischen anders: Auch Moskau und Peking sind in die Welteinheitskultur des gesichts- und geschichtslosen Konsums eingemeindet worden, haben ihre McDonald-Filialen und sind online. Alles ist pasteurisiert und homogenisiert, es gibt kein Entrinnen mehr. Man wird das Andere woanders suchen müssen. An den Rändern und in den Ritzen des Alltags.



Bild von [Vijaya narasimha](#) auf [Pixabay](#)

*

Gestern habe ich meine Wanderung an der Strieder-Eiche begonnen. Nachdem ich ein freundliches Ehepaar beraten hatte, welchen Weg sie einschlagen könnten, machte ich mich an den Aufstieg Richtung Basdorf. Nach wenigen Meter entdeckte ich ein Reh, das zwanzig Meter vor mir auf dem Weg stand und an den jungen Blättern eines Busches knabberte. Es sah mich auch, knabberte aber in aller Ruhe weiter. Ab und zu sah es mich an, befand aber wohl, dass von mir keine Gefahr ausginge, und knabberte weiter. Irgendwann war es ihm dann doch nicht ganz geheuer, und es sprang rechts vom Weg in den Wald.

Ein paar hundert Meter weiter entdeckte ich die ersten Sommersteinpilze. Sie waren aber leider derart verwurmt, dass ich sie liegen ließ. Mitten auf dem Weg lag eine kleine rote Murmel, die wahrscheinlich ein Kind verloren hatte. Ich steckte sie in die Hosentasche und nahm sie mit. Für uns wäre der Verlust einer solchen Murmel ein schwerer Schlag gewesen, heutige Kinder werden inmitten der Fülle ihrer Kinderzimmer so etwas locker wegstecken. An einem sonnigen Hang wuchsen Walderdbeeren. Die ersten Früchte waren reif, und ich pflückte eine



Bild von [Andreas Glöckner](#) auf [Pixabay](#)

Handvoll und aß sie im Weitergehen. Ab und zu blieb ich stehen, um einen violetten Fingerhut oder eine blaue Glockenblume zu bestaunen. Ihre Blütenkelche waren der Sonne zugewandt. Gegen Mittag gelangte ich zum Lindenberg. Dort steht eine breite hölzerne Bank, auf der ich schon viele Stunden gesessen und auch gelegen habe. Nachdem ich ein erstes Bad genommen hatte, holte ich den Fitzgerald aus dem Rucksack und begann zu lesen. Irgendwann tauchten drei Hipster auf

und tranken mitgebrachtes Bier. Die Bierflasche ist unabdingbarer Bestandteil ihres Designs. Irgendwann gingen sie weiter. Die leeren Bierflaschen nahmen sie mit – immerhin. Ich las eine Stunde oder auch zwei, schwamm noch einmal und ging dann am See entlang nach Hause. Ebereschen und Heckenroden blühten und die Luft war geschwängert von ihrem Duft. U. hat vor Jahren einmal ein Kompott aus den reifen Früchten der Eberesche, den sogenannten Vogelbeeren, gekocht, das mir in seiner Herbheit gut schmeckte.

Im Dorf stehen die SUVs vollgetankt in den Carports, der Rasen vor den Einfamilienhäusern ist sauber getrimmt, die Fugen zwischen den Waschbetonplatten sind mit dem Hochdruckreiniger von Unkraut befreit, die Büsche aus dem Baumarkt akkurat geschnitten. Amseln suchen auf dem kurz gehaltenen Rasen verzweifelt nach Samenkörnern, Grünzeug und Würmern. Dicke Männer sitzen hinter den Thujahecken und genehmigen sich ein Bier vor dem Abendessen, zu dem die „Mutti“ sie gleich reinrufen wird. Auch das ist Alltagsleben. Alltagsleben ist oft nur ein anderes Wort für Hamstertrommel, in der wir uns alle auf der Stelle bewegen.

Die erste Zecke der Saison hat sich in der Rippengegend festgebissen. Die Pensionswirtin hat sie mir routiniert entfernt. Vielleicht sollte ich mich von Kopf bis Fuß mit einem Anti-Zecken-Spray einsprühen, bevor ich wandern und schwimmen gehe.



Bild von Erik Karits auf Pixabay

Nicht weit von hier liegt ein Dorf, in dem meine Eltern bis in die frühen 1960er Jahre einmal im Jahr ein Schwein schlachteten. Ich wurde mitgenommen und in der Küche auf einen Stuhl gesetzt. Über dem mit einem Wachstuch überzogenen Tisch baumelte eine Leimrute, die vor lauter Fliegen fast schwarz war. Die Großmutter der Bauernfamilie stellte mir eine Tasse mit warmer Milch hin, die ich nicht mochte. Eine Haut schwamm auf ihrer Oberfläche. Das sei das Beste, hieß es. Durch ein kleines Fenster konnte ich sehen, dass der Hausschlachter in einem schwarzen Mercedes vorfuhr. Er war ein stattlicher Mann mit einer großen weißen Schürze, die er aus dem Kofferraum nahm und sich umband. Sie hatte bereits Blutflecken. Er schlachtete nicht hauptberuflich, sondern nebenbei und „zum Vergnügen“, wie er sagte. Irgendwann hörte ich den Todesschrei des Schweines. Der Geruch des Blutes hing in der Luft, als ich die Küche verlassen und auf den Hof gehen durfte, wo ich mit den kleinen Katzen spielte. In einem Kessel siedeten Würste und Innereien. Tagelang wurde Wurstbrühe gegessen und getrunken, die in großen Kannen nach Hause mitgenommen wurde. Würste und Schinken kamen in den Rauch. Der Vater brachte sie später irgendwann von einer Dienstreise mit, die ihn in die Gegend führte. Der Schinken hing in der Speisekammer und duftete aromatisch. Er wurde Ende Mai feierlich angeschnitten, wenn es zu Vaters Geburtstag den ersten Spargel gab. (Siehe [Teil 30](#))

„Aber für den Schlaf brauchte es die Ruhe des Verstandes, seine Zutraulichkeit zum Leben und das Verzeihen durchlebten Kummers, und Woschtshew lag in trockener Anspannung des Bewusstseins und wusste nicht – ist er nützlich auf der Welt oder kommt alles glücklich ohne ihn aus?“

(Andrej Platonow)

Bei Fitzgerald las ich vor ein paar Tagen, „dass eine echte Generation, eine Generation, die einen ganz bestimmten Typus repräsentiert und sich durch eine gewisse Einheitlichkeit in Auftreten und Denken auszeichnet, nicht alle drei, vier Jahre vorkommt.“ Bei uns

gibt oder gab es zweifellos eine 68er-Generation, für die diese Bestimmung zutrifft. Wo auch immer man hinkam in Europa, man erkannte sich und fand schnell Zugang zueinander. Ob am Strand in Italien oder in fremden Städten. Man erkannte sich an gewissen Gesten und natürlich an den Büchern, die man las. Unsere Generation hatte das Glück, die Göttin der Geschichte noch persönlich kennenzulernen, wie Sloterdijk einmal gesagt hat. Kurz darauf zog sie, die für sinnvolle Zeitabläufe zuständig war, sich in den Olymp zurück und meidet seither den Kontakt mit den Menschen. Diese Begegnung hat in unserer Generation tiefe Spuren hinterlassen, die man Prägung nennt. Als ich einmal sah, wie ein Baum veredelt wurde, dachte ich: So ähnlich war das bei uns auch! Auf einen alten Stamm – in diesem Fall den Autoritarismus - wurde das Edelreis der antiautoritären Bewegung aufgepfropft. In der Lebensgeschichte jedes einzelnen wird sich zeigen, ob es gegen den alten Stamm und vor allem die weit in die Geschichte zurück reichenden Wurzeln eine Chance haben und Früchte tragen wird. Viel hängt davon ab, ob die Atmosphäre der Entwicklung des aufgepfropften Reises günstig ist und ob es genug Zeit hat, sich zu entwickeln. Das kann man seit einigen Jahrzehnten nicht mehr sagen. Viele haben resigniert und sich zurückbetrogen lassen in den Schoß der bürgerlichen Gesellschaft, die sie nun *Markt* nennen. Was bleibt ist Ein-dimensionalität und konsumistischer Nihilismus.

Man erkannte sich an gewissen Gesten und natürlich an den Büchern, die man las



Bild von [Mohamed Nuzrath](#) auf [Pixabay](#)

In Scott Fitzgerald habe ich jedenfalls spät einen weiteren Bruder im Geist kennengelernt. Die Geschwisterschar, die sich im Laufe der Jahre um mich herum angesammelt hat, ist ganz beträchtlich und ein großer Trost. Auch in puncto Schlaflosigkeit fühle ich mich ihm verwandt. Die Geschichte seines nächtlichen Kampfes mit einer einzigen Mücke kam mir sehr bekannt vor. „Es ist verblüffend, wie viel fürchterlicher ein einziger Moskito sein kann als ein

ganzer Schwarm. Gegen einen Schwarm kann man sich wappnen, aber ein *einzig* Moskito wird zu einer eigenen Persönlichkeit – einer Abscheulichkeit, die das Zeug u einem Widersacher auf Leben und Tod hat.“ Fitzgerald datiert den Beginn seiner Schlaflosigkeit auf diesen nächtlichen Kampf, der ihm eine Vorstellung davon vermittelte, „wie einem der Schlaf durch etwas Winziges und Unberechenbares vergällt werden kann“.

„Überhaupt machte man Fotos ausschließlich am Sonntag, da hatte man mehr Zeit und war besser gekleidet.“

(Annie Ernaux)

In der Aselbucht habe ich in einem Sommer vor circa 65 Jahren schwimmen gelernt – auf den Armen meines Vaters. Ich weiß das so genau, weil ein Foto existiert, das die Szene und den Ort festgehalten hat. Wenn ich ehrlich bin, kann ich gar nicht genau sagen, ob ich mich an die Originalszene erinnere oder lediglich an das Foto mit den gezackten Rändern. Wir hausten nicht weit von hier in einem provisorisch ausgebauten Ziegenstall. Der Tod der Mutter hatte mein Urvertrauen zerstört, und so tat ich mich schwer damit, mich dem neuen und unbekanntem Element zu überlassen. Ganz zu Anfang hatte der Vater mich huckepack genommen. Ich klammerte mich an seinem Hals und seinem Rücken fest. Ich sollte beobachten, welche Bewegungen er vollführte und diese dann später nachahmen. Im zweiten Schritt legte er mich in Ufernähe auf seine ausgestreckten Arme, und ich sollte mit Armen und Beinen die Schwimmbewegungen ausführen. Auch Vaters Arme waren keine wirklich vertrauensbildende Maßnahme, zumal er sie irgendwann wegzog. Prompt versank ich und schluckte jede Menge Wasser. Prustend und weinend stellte er mich am Ufer ab, um nun, befreit von der Last, selbst eine Runde zu schwimmen. Vater verstand mein Verhalten nicht, weil er die Seele für eine Erfindung des Juden Freud hielt. Und die Kinderseele erst recht. Er hielt meine Wasserscheu für Feigheit, die es durch Unnachgiebigkeit seinerseits und Willensanstrengung meinerseits zu überwinden galt. Angst bestimmte mein Verhältnis zur Welt. Da Vater meine Angst nicht respektierte und sie als etwas Auszumerzendes betrachtete, schloss meine Angst bald auch ihn ein. Was alles nur noch schlimmer machte und irgendwie ausweglos.

**Vater hielt meine
Wasserscheu für Feigheit,
die es durch
Unnachgiebigkeit
seinerseits und
Willensanstrengung
meinerseits zu
überwinden galt**

*

Auf dem Rückweg von der Aselbucht nach Hause fand ich einen toten Maulwurf, der mitten auf dem Weg lag. Der Tod konnte noch nicht lange eingetreten sein, denn das Tier schien unverseht und war noch nicht in Verwesung übergegangen. Es lag auf dem Rücken - wie aufgebahrt. Der Maulwurf ist für Marx, wie vor ihm schon für Hegel, ein Revolutionssymbol. Das Kommende, sagt Hegel, treibt sich mitunter „sous terre“ herum: „Der Geist gräbt oft wie ein Maulwurf unter der Erde fort und vollendet sein Werk.“ Er wühlt in nicht-revolutionären Zeiten unter der Erde weiter, bis er eines Tages wieder an der Oberfläche auftaucht und seinen re-

volutionären Mulm aufwirft. Marx lobt seine unterirdische Vorarbeit in seiner Schrift *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*: „Brav gewählt, alter Maulwurf!“ Da lag nun das Wappentier der Revolution tot auf einem Waldweg. Ich nahm das als Symbol dafür, dass der kritische Geist jetzt auch unterirdisch nicht mehr weitergräbt. Es ist, um im Bild zu bleiben, Schicht im Schacht.

Eine kleine Gruppe von Dorfbewohnern trifft sich am Wochenende, um daran zu erinnern, dass vor 100 Jahren eine Gruppe jugendbewegter Siedler nach Asel kam und hier eine lebensreformerische Kolonie gründete. Ich habe in [Teil 8](#) der DHP unter dem Titel *Wandervögel am Edersee* über diese Gründung und ihrer Geschichte berichtet. Noch heute leben zahlreiche Nachfahren der Siedler hier rund um den See.

Gestern war es drückend und schwül. Ich ging nach meinen täglichen Schreibübungen (s.o.) zum Aselstein hinunter, um zu schwimmen. Wo sonst kein Mensch ist, war es an diesem Sonnabend vergleichsweise voll. Ein Tretboot legte an, dem vier junge Burschen mit Bierdosen in den Händen entstiegen, die die Treppe hinauf kamen und den Platz mit ihrem Gequatsche kontaminierten. Außer ihnen waren noch ein paar Biker zugegen, die vergleichsweise angenehm waren. Ich ging schwimmen und verzog mich dann gleich wieder in den angrenzenden Wald. Ich stieg zum Altersheim hinauf und setzte mich dort in einem der vielen kleinen Seitenhöfe auf einen Stuhl. Ich wollte die Lektüre des Fitzgerald-Buches zu Ende bringen, das mich in seinen Bann gezogen hat. Kaum saß ich, begann ein Ehepaar sich auf der Terrasse ihres Appartements zu unterhalten und zwar in einer Lautstärke, dass eine konzentrierte Lektüre kaum möglich war. Aber auch wiederum nicht laut genug, dass ich ihrem Gespräch hätte folgen können. Ich verstand nur Teile dessen, was der Mann sagte. Die vergleichsweise zarte Stimme der Frau war eher zu ahnen als zu hören. Der Mann hingegen quatschte in einer Tour, lauter belangloses Zeug, aber was heißt das schon. Da ich ein schattiges Plätzchen gefunden hatte, wollte ich unbedingt bleiben und lesen. Ich drückte mir Stöpsel in die Ohren, ohne die ich das Haus gar nicht mehr verlasse. Dann ging es. Ich las die Geschichte, die dem Band den Titel gegeben hat: *Früher Erfolg*. Fitzgerald erzählt von seinen schreiberischen Anfängen und den ersten Veröffentlichungen. Als ich nach eineinhalb Stunden das Buch zuklappte und die Ohrenstöpsel herauszog, war die Lage unverändert. Noch immer redete der Mann auf seine Frau ein. Vor dem angrenzenden Appartement saß eine Frau auf einem Stuhl und telefonierte. Auf dem Balkon darüber goss eine alte Dame ihren Geranien. Wasser tropfte nach unten auf die Waschbetonplatten. Der Mann litt offenbar unter einer schweren Form von Logorrhö, und ich fragte mich, wie seine Frau das ein Leben lang ertra-

gen hat, ohne ihn zu erschlagen oder zu vergiften. Irgendwann trat er in den Garten hinaus, stemmte die Hände in die Hüften und schaute zum Himmel hinauf, um zu prüfen, ob ein Gewitter nahte. Auch die Katze wagte sich jetzt hinaus und setzte sich auf die Wiese. Der Mann trug ein klassisches weißes Unterhemd und Shorts. Über der Hose wölbte sich sein mächtiger Bauch. „Es rumpelt schon“, verkündete er, „aber es scheint in Richtung Bad Wildungen zu ziehen.“ Während er das Wetter prüfte, ging seine Frau mit der Gießkanne umher und goss die auf der Terrasse verteilten Topfpflanzen.



Alltagsleben

Bild von Manfred Antranias Zimmer auf Pixabay

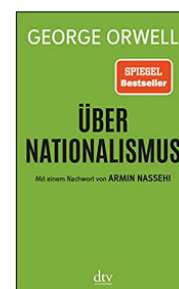
Auch das ist Alltagsleben. Schon das Gefängnis hat mich gelehrt, dass das Leben dort lebt, wo es stattfindet. Auch unter widrigsten Umständen entfaltet es sich. „Aber man musste ja trotzdem leben“, sagten die Leute früher, wenn sie von harten Zeiten sprachen. Mir fällt ein und auf, dass ich mich in letzter Zeit an seltsamen Orten aufhalte: auf dem Friedhof und nun auf dem Gelände eines Altersheims. Das Leben neigt sich dem Ende zu. Könnte ich in einem solchen Altersheim existieren? Noch kann ich es mir nicht vorstellen. Ich stellte den Stuhl zurück, packte meine Sachen ein und ging die letzten Meter zum Dorf hinüber. In der Ferne grollte das Gewitter.

H heute vor 80 Jahren überfiel das Deutsche Reich die Sowjetunion. Diesem Überfall und dem nachfolgenden Vernichtungskrieg fielen bis zu 40 Millionen sowjetische Soldaten und Zivilpersonen zum Opfer. Ein düsteres Kapitel des Faschismus, über das wir immer noch viel zu wenig wissen. Auch ich. Gefühle von Schuld, Scham und Trauer überkommen mich.

Habe gerade auf einer meiner Wanderungen rund um den Edersee George Orwells Schrift *Über Nationalismus* aus dem Jahr 1945 gelesen. Ein schmales Bändchen, das 2020 auf Deutsch erschienen ist und leider immer noch große Aktualität besitzt. Meine Hirnantilope sprang während der Lektüre zu einer Szene in einer Dokumentation über George Orwell, die ich vor Jahren einmal gesehen habe und die mich seither nicht mehr loslässt. Orwell ist zu Beginn



©Christel Stroh 2020



dty Verlag 1/2020
64 S., 8 €
ISBN: 978-
3423147378

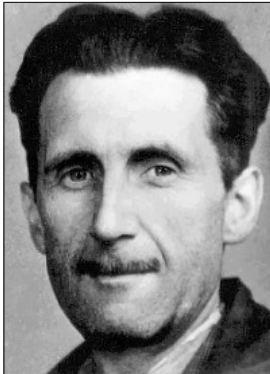
des Bürgerkriegs nach Spanien gekommen, um gegen die Faschisten zu kämpfen. Viel Zeit vergeht mit Vorbereitungen und mehr oder minder sinnlosen militärischen Übungen. Endlich zu den feindlichen Gräben an der Aragon-Front vorgedrungen, wartet Orwell tagelang vergeblich darauf, einen Faschisten ins Visier zu bekommen. Als er schließlich einen Feind im Schussfeld auftauchen sieht, war es ein Soldat, der eben seine Notdurft verrichtet hatte. Er musste auf seiner Flucht seine Hosen halten, um nicht zu stürzen, und plötzlich konnte Orwell nicht abdrücken: „Ich war gekommen, um ‚Faschisten‘ zu erschließen; aber ein Mann mit heruntergelassenen Hosen ist kein ‚Faschist‘, er ist offensichtlich ein Mitgeschöpf.“

Eine beeindruckende Szene, wie er das Gewehr sinken lässt und diesen Satz sagt. Er enthält im Kern alles, was den Orwellschen Humanismus ausmacht und ihn vor Vereinnahmung durch Systeme totalitärer Herrschaft schützte. Plötzlich funktioniert die Reduktion des Anderen auf den „Feind“ nicht mehr: „Das da ist ein Faschist, der zu liquidieren ist!“ Ein Mensch besteht aus verschiedenen Teilpersonen, ist immer der Inbegriff von Hoffnung, Erwartung, Sehnsüchten. Der Mann mit den heruntergelassenen Hosen hat eine Frau, Kinder, träumt von einem anständigen Leben und ist auf die betrügerischen Versprechungen der Faschisten hereingefallen. Die Reduktion auf den „Feind“ oder eine „Funktion“, die ein Mensch im kapitalistischen Verwertungszusammenhang einnimmt, schneidet all das ab. Linke sollten – im Unterschied zu Faschisten – eine Tötungshemmung aufweisen. Linke sollten außerdem um den Zusammenhang von Zielen und Mitteln wissen, den Gustav Landauer so formuliert hat: „Nie kommt man durch Gewalt zur Gewaltlosigkeit.“ Mit anderen Worten: Es besteht die Gefahr,

dass die Gewalt, die im Klassenkampf notwendig sein mag, in die neue Gesellschaft eingeschleppt wird und sie im Kern beschädigt. Das einzige Gegengift gegen die Gewalt der Abstraktion und den Rigorismus des: „Dieser Mensch ist nichts als ...“ ist Mitgefühl und Sensibilität für besondere Umstände. Einfühlungsvermögen ist kein bürgerliches Relikt, sondern eine Kardinaltugend der Veränderung und der aus ihr hervorgehenden freien Gesellschaft.

Einfühlungsvermögen ist kein bürgerliches Relikt, sondern eine Kardinaltugend der Veränderung und der aus ihr hervorgehenden freien Gesellschaft

Eine ganz ähnliche Erfahrung hatte Orwell schon während seiner Zeit als kolonialer Polizeioffizier in Burma gemacht. Er schildert sie in einem Text, der *Einen Mann hängen* heißt. Er



George Orwell 1943
Branch of the National Union
of Journalists (BNUJ), Public
domain, via Wikimedia
Commons

sollte an einer Hinrichtung teilnehmen, die frühmorgens auf einem Gefängnishof stattfand. Der Gefangene hatte sich in sein Schicksal ergeben und ließ sich widerstandslos zum Galgen führen. Orwell ging hinter ihm und sah zu, wie der Mann scheinbar willenlos vor sich hin trottete. Plötzlich trat er zur Seite, um einer Pfütze auszuweichen. Diese kleine Ausweichbewegung ließ Orwell urplötzlich gewahr werden, dass da ein Mensch vor ihm ging, nicht nur ein Delinquent. „Als ich den Gefangenen zur Seite treten sah, um der Pfütze auszuweichen, erkannte ich das Ungeheuerliche, die unsägliche Verkehrtheit, ein Leben abzuschneiden, das in voller Kraft steht. ... Er und wir waren gemeinsam Menschen, zusammen einen Weg gehend, sehend, hörend, fühlend, verstehend dieselbe Welt; und in zwei Minuten mit einem jähen Schlag würde einer von

uns weg sein – ein Wesen weniger, eine Welt weniger.“ Im Jahr 1927 kehrte Orwell aus einem Heimaturlaub nicht wieder nach Indien zurück und quittierte den Dienst, um fortan als Schriftsteller zu arbeiten. Neun Jahre später, am 15. Dezember 1936, reiste Orwell nach Barcelona, um als Freiwilliger auf republikanischer Seite im Spanischen Bürgerkrieg gegen den Faschismus zu kämpfen.

Seit ich regelmäßig meine Durchhalteprosa schreibe, merke ich, dass ich in mein Schreiben einen Filter eingebaut habe. Da die DHP veröffentlicht und von ein paar Menschen gelesen wird, verkneife ich mir allzu private Notizen. Dieses Ausblenden des Allzu-Privaten ist für eine Verständigung unter Fremden nötig, beraubt mich aber einer wesentlichen Dimension meines Schreibens, das ja auch eine ständige Selbstreflexion ist. Vielleicht muss ich mein

Tagebuch zweiteilen und eine private Rubrik einrichten. Manchen Leute ist die Durchhalteprosa jetzt schon zu persönlich und intim.

Gestern war ich in einer wunderbaren Abendstimmung nochmal schwimmen. Nur ein paar Wasservögel waren zu hören, Fische sprangen, sonst war es still. Vorn saß eine schwarze Katze im Feld und lauerte vor einem Mausloch. Unten im Hof duftete es würzig nach Holzfeuer. Meine Wirtsleute hatten in der Küche Feuer gemacht. "Im Alter friert man leicht", kommentierten sie. Heute ist mein letzter Tag hier, morgen fahre ich zurück. Ich hatte eine schöne Zeit hier und der Abschied fällt mir schwer.

Ich mache mir wegen der indischen Mutante ein wenig Sorgen, denn ich bin ja erst ein Mal geimpft und da ist man, habe ich jetzt öfter gehört und gelesen, nicht wirklich geschützt vor dieser Variante. Die zweite Impfung habe ich in zehn Tagen.

Heute sind im Morgengrauen bei einem Brand in einem Bauernhof in einem Nachbardorf circa 50 Kühe verbrannt. Die Brandursache ist noch ungeklärt.

Am vorletzten Tag meines Aufenthalts am Edersee ging ich noch einmal zum Zeltplatz der Hessischen Sportjugend Richtung Herzhausen. Walderdbeeren gibt es nun in Hülle und Fülle, so dass ich mir den Luxus erlauben konnte, mich nur nach den reifsten und dicksten Früchten zu bücken. Ich pflückte mir jeweils eine Hand voll und warf mir die Früchte dann in den Mund. Unterwegs setzte ich mich auf eine Bank und las Annie Ernaux. Eins ihrer Bücher habe ich mir ganz bewusst aufgespart, so dass ich nun in den Genuss der Lektüre ihres



©Christel Stroh 2020

Romans *Der Platz* komme, in dem sie von ihrem Vater erzählt. Großartig, wie immer. Später saß ich unten am See auf der Treppe, die ins Wasser führt. Als die Wellen plätschernd an die Steinstufen schlugen und kleine Fontänen hochspritzten, sprang meine Hirnantilope zum schönsten Sommer meines Lebens. U und ich waren frisch verliebt und durften das Haus von Freunden am Gardasee bewohnen. Unsere Tage verbrachten wir am Strand von Bogliaco. U sprang mit einem eleganten Kopfsprung vom Steg und schwamm mir davon. Dann saß sie in ihrer Schönheit an eine steinerne Mauer gelehnt und las. Abends kauften wir in der Cooperative ein und stiegen dann hinauf zu unserem Domizil. Dort angekommen, bereiteten wir uns wunderbare einfache Gerichte zu, aßen auf der Terrasse, lauschten den Nachtigallen und bestaunten die Glühwürmchen, die über den Blumen im Garten schwebten. Manchmal lag eine große Ringelnatter auf den von der Sonne

noch warmen Steinen der Auffahrt. Damals schien unser Glück ungetrübt. Es hätte aus meiner Sicht so bleiben können, aber wie jede Verliebtheit, ließ sich auch unsere nicht auf Dauer stellen. Sie ging in etwas anderes über, das immer noch fortbesteht.



Bild von Arek Socha auf Pixabay

Am Freitag, den 25. Juni 2021 hat ein Mann in der Würzburger Innenstadt mit einem Messer auf Passanten eingestochen. Drei Menschen wurden getötet, mehrere Personen wurden zum Teil schwer verletzt und schweben noch in Lebensgefahr. Der Polizei gelang es, den Täter anzuschließen und festzunehmen. Es soll sich um einen 24-jährigen abgelehnten Asylbewerber handeln, der im Jahr 2015 aus Somalia nach Deutschland gekommen ist. Er lebte in einem Obdachlosenheim und soll sich nach Angaben des bayerischen Innenministers Herrmann in psychiatrischer Behandlung befunden haben, weil er verschiedentlich durch seine Gewaltbereitschaft aufgefallen sei.

Schon im Jahr 2016 war es in der Nähe von Würzburg in einem Zug zu einer Messer- und Axt-Attacke gekommen. Ein in Deutschland als minderjährig und unbegleitet registrierter Flüchtling verletzte fünf Menschen mit einem Beil und einem Messer, vier davon schwer. Der Täter wurde in der Folge von einem Spezialeinsatzkommando der Polizei erschossen. Die Ermittlungsbehörden gingen damals von einer islamistisch motivierten Tat aus, was im aktuellen Fall noch geprüft wird. Ich habe mich unter Rückgriff auf Notizen aus der [Durchhalteprosa 17](#) im Onlinemagazin *Telepolis* zur Messerattacke von Würzburg geäußert: <https://www.heise.de/tp/features/Wuerzburg-Amok-oder-Terror-6121294.html>

Nach zweiwöchiger Abwesenheit zurück in der Stadt, umfassen mich der Lärm und der Wahnsinn des brüllenden Verkehrs. Gleich in der ersten Nacht sind Vandalen durch unsere Straße gezogen. Am Sonntagmorgen liegen zerbrochene Blumentöpfe und -kästen auf dem Gehweg. Man hat sie von Fenstersimsen und Balkonen heruntergerissen. Auf dem Bürgersteig liegen Haufen aus Erde, Pflanzenresten und Scherben. Den Zorn und Zerstörungswillen des gemeinen Vandalen entfesselt gerade das einigermassen Intakte und Unbeschädigte. „Warum, zum Teufel, gibt es Dinge, die schön sind und funktionieren? Bei mir funktioniert doch auch nichts!“ Hass und Selbsthass sind oft wie zu einem Zopf verflochten. Von der Ampel an der Südanlage wurde die Verkleidung abgerissen und zerbröselte, das grüne Glas der Fußgängerampel eingeschlagen. Weiter vorn in der Straße liegt ein zerstörtes Fahrrad am Boden, die Speichen eingetreten, die Felgen verbogen.

Hass und Selbsthass sind oft wie zu einem Zopf verflochten



Bild von Thomas Rüttesheim auf Pixabay

Die Bilanz einer normalen Samstagnacht. Endlich sind die schlimmen Corona-Zeiten vorbei, in denen wir auf all das verzichten mussten! Das einstweilige Ende der Pandemie und die Rückkehr der sogenannten Normalität werden begangen als zugleich von Suff und Gewalt.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)